



«Am liebsten würde ich meine ganze Kindheit vergessen»: Monika Blattmann auf dem Balkon ihres Kleinbasler Pflegeheims.

NICOLE NARS-ZIMMER

MEIN LEBEN IM DREILAND

Familiengärtner sorgen für Unmut

Auf immerhin 28 093 Clicks hat es ein Artikel der elsässischen Tageszeitung «L'Alsace» mittlerweile gebracht. Der Beitrag mit dem Titel «Ein rechtsfreier Raum in Saint-Louis Bourgfelden?» thematisiert eine Strasse, die mitten in den Familiengärten von parkierenden Autos aus der Schweiz verstopft sei, obwohl dort ausdrücklich Parkverbot gilt.



von Peter Schenk

Zusätzlich wird auf den Schildern angedroht, die Autos abzuschleppen. Im Artikel beklagt sich eine Mutter, dass sie aufgrund der beengten Verhältnisse mit ihrem Kinderwagen kaum mehr durchkomme, wenn sich ein Auto auf der verbleibenden freien Spur nähert. Auch Velofahrer und Fussgänger würden sich über die Schweizer Autos aufregen wie überhaupt viele Einwohner aus dem Quartier Bourgfelden von Saint-Louis.

Besondere Brisanz erhält der Artikel dadurch, dass sich die Strasse, der Lachenweg, auf französischem Territorium befindet. Sie verbindet die Route des Romains gleich hinter der Grenze Burgfelderhof mit dem Kieswerk, das auf der Route de Bâle Richtung Hegenheim liegt. Letztere mündet wenige Hundert Meter Richtung Basel in die Hegheimerstrasse. Zuständig für den Lachenweg sind die französischen Behörden. Rechts und links liegen Familiengärten, die zum Basler Verband der Familiengärtnervereine (FGV) gehören wie der FGV Lachenweg, FGV Reibertweg oder FGV Basel-West. Obwohl hier Frankreich ist, gehört das Gelände zum Teil dem Basler Bürgerspital.

Der Autor regt sich darüber auf, dass fehlbare französische Autofahrer in der Schweiz kaum je mit Nachsicht behandelt würden, die hier in Frankreich im Parkverbot stehenden Schweizer Autofahrer aber nicht ungebüsst bleiben.

Sollten die französischen Behörden die Verbote wirklich durchsetzen, würde das teuer werden. 135 Euro kostet das Parkieren im Parkverbot, und fürs Abschleppen fallen noch einmal 112 Euro an. 17 000 Euro Einnahmen hat sich der französische Staat allein am vorletzten Sonntag entgehen lassen, rechnet der elsässische Journalistenkollege aus. Bei seinem letzten Besuch sei er am vorletzten Sonntagmittag auf 70 falsch parkierte Schweizer Autofahrer gestossen. Die zitierte Mutter habe auch schon bis zu 150 Autos gezählt.

Das Phänomen tritt vor allem am Wochenende auf, vorzugsweise am Sonntag. Ich war letzten Sonntag vor Ort. Es war schönes Wetter, und tatsächlich habe auch ich im Lachenweg rund 70 parkierte Autos gezählt - mit einer Ausnahme alle aus der Schweiz und vor allem aus Basel. Die Situation ist aber etwas komplizierter als von der «L'Alsace» geschildert. Kommt man vom Kieswerk, findet sich erst nur auf der rechten Strassenseite ein Parkverbotschild - die Autos parkieren aber auf der linken Seite. Ausserdem ist die Strasse hier auf den ersten mehreren Hundert Metern so breit, dass fahrende Autos und Kinderwagen oder Velos sehr gut aneinander vorbeikommen. Das Parkverbotschild mit der Abschlepp-Drohung findet sich auf der linken, zuparkierten Seite in der anderen Fahrtrichtung.

Da, wo es wirklich eng wird, irrt der Journalistenkollege. Auf diesem Abschnitt findet sich nirgendwo ein Parkverbotschild. So ganz an die französischen Verkehrsregeln halten sich die Familiengärtner allerdings auch hier nicht. Auf seinem letzten Abschnitt Richtung Route des Romains und Grenze Burgfelderhof ist der Lachenweg Einbahnstrasse. Das respektiert allerdings so gut wie niemand.

@peter.schenk@bzbasel.ch

Eine Baslerin aus der DDR

Filmreifes Schicksal Monika Blattmann (77) blickt auf ihr bewegtes Leben zurück

VON MARTINA RUTSCHMANN

«Ach, dazu fällt mir vieles ein», sagt Monika Blattmann. Gerne würde sie vergessen, wie ihr Vater sie schlug. «Am liebsten würde ich meine ganze Kindheit vergessen. Aber das gelingt mir nicht», sagt sie. Auch die guten Erinnerungen sind noch präsent. Es sind die Themen, denen das Gustav Benzhaus die Filmreihe «Erzähltes Leben» widmet. Monika Blattmann lebt in diesem Kleinbasler Zentrum für Pflege und betreutes Wohnen. Sie steht stellvertretend für alle anderen Bewohner, die viel zu erzählen haben, sich erinnern und vergessen.

In ihrem Zimmer stehen lauter Katzenfiguren. «Alles Staubfänger», sagt sie. Trennen will sie sich trotzdem nicht von der Sammlung. Katzen sind ihr heilig, Hunde auch. Beides darf sie im Heim nicht halten. Das ist in Ordnung für sie. Es reicht die Erinnerung an die Haustiere.

Monika Blattmann kam 1940 in Nazi-Deutschland zur Welt. Bis sie 17 Jahre alt war, lebte sie mit ihrer jüngeren Schwester und den Eltern in Leipzig. Die Schwester war krank und wurde bevorzugt. «Die Eltern sagten immer: Schau, zu was sie es gebracht hat, sogar Schneiderin hat sie gelernt. Aber du, du schaffst nichts.» Euch zeige ich es, habe sie sich gesagt, und sei in den Westen zu Tante Gerda abgehauen.

«Danach war ich nur noch besuchshalter in der DDR.»

«Eine aus der DDR»

Im Westen fand sie einen Job in einem Kinderspital, lernte ihren Freund kennen, führte ein gutes Leben. «Bloss die Diskriminierungen taten weh.» Sie war «eine aus der DDR».

1961, als der Mauerbau begann, trennte sich der Freund. «Vor lauter Liebeskummer wollte ich weg.» Amerika war geplant, zusammen mit zwei Freunden, doch diese hatten sich im letzten Moment anders entschieden. Also durchforstete sie die Zeitungen nach Stellen im Ausland. Im Basler Wohnheim Borromäum suchten sie ein «Mädchen für alles». Monika Blattmann hatte gehört, dass es sich gut lebe in der Schweiz, und zog nach Basel. Die BS-Nummernschilder gaben ihr das Gefühl, in der Heimat zu sein. «Ich kannte die Abkürzung von Braunschweig her.» Inzwischen ist ihr Daheim längst Basel, ihre Heimat gar.

Vor 21 Monaten zog Monika Blattmann ins Pflegeheim. Das Herz arbeitet nicht, wie es sollte, dazu kommen weitere gesundheitliche Probleme. «Es geht mir gut hier», sagt sie. Am Morgen malt sie Urwaldbilder in Malbüchern aus, später geht sie «auf die Schwanz». «Ich mache Kommissionen am Clara-platz und gehe auf Umwegen heim. Das klappt wunderbar mit dem Rollator.»

Das Sächsische drückt noch durch in dem «Mischmasch», das sie redet. Darauf angesprochen wird sie kaum mehr. Das war anders, damals, 1961, als sie nach Basel kam.

Ehe mit Top-Schiedsrichter

Die jungen Männer bei der Arbeit machten Sprüche, einer beschützte sie. Es war der spätere Spitzen-Schiedsrichter Rolf Blattmann. Die beiden heirateten und bekamen drei Kinder. Bis zu Blattmanns Tod vor sieben Jahren verstanden sie sich prächtig, obwohl sie bereits einige Jahre nach der Hochzeit gemerkt hatten, dass sie nicht zusammenpassen - und sich trennten. Nach dem Tod des Ex-Mannes rief sie ihre Schwester in Leipzig an. Die beiden Frauen hatten nach einem «riesigen Zoff» wegen früher jahrelang keinen Kontakt mehr gehabt. «Als wir telefonieren, war die Stimmung gut.» Trotzdem hörten sie seither wieder nichts voneinander.

An Pfingsten in diesem Jahr passierte etwas, das schlimmer war für Monika Blattmann als alles, was sie zuvor erlebt hatte. Ihre Tochter Marion starb. Geblieben ist ihr der Enkel Max, den sie über alles liebte und von dem Fotos und Zeichnungen über ihrem Bett hängen. Wie nach dem Tod des Ex-Mannes wollte sie ihre Schwester anrufen, um ihr die traurige Nachricht mitzuteilen. «Aber der Telefonan-

schluss funktioniert nicht mehr», sagt sie.

Eine Anfrage beim Einwohnermeldeamt nach dem Verbleib von Regina Küstner in Leipzig ist bisher unbeantwortet geblieben. «Ich würde gerne mit ihr sprechen, denn am Schicksal meiner Tochter sieht man, wie schnell ein Leben vorbei sein kann», sagt sie und seufzt. Im Gegensatz zu ihrer Kindheit möchte sie den Tod der Tochter nicht verdrängen. Sie will bloss damit leben können. Sie weiss, dass ihr das nie richtig gelingen wird, eine Tochter, die vor der Mutter geht. «Ich habe mich gefragt, warum es sie getroffen hat und nicht mich, ich bin ja auch krank.» Wobei es besser gehe mit dem Herz, seit dieses richtig behandelt worden sei.

Bloss, wenn am 1. August die Feuerwerke abgelassen werden, bleibt ihr das Herz fast stehen. «Es erinnert mich an die Bomben von damals, dieses Zischen, das Knallen.» Auch das ist eine Erinnerung, die sie gerne vergessen würde. «Ach, sagt sie, da gäbe es noch so vieles. Auch Schönes.» Es ist Zeit für einen Mittagsschlaf jetzt, danach wartet der Clara-platz und der Spaziergang. Und vielleicht, wenn sie Glück hat, ruft Enkel Max die Oma wieder einmal an.

Filmfestival «Erzähltes Leben». 24. bis 27. August im Kultkino Camera. Mehr Infos: www.gustavbenzhaus.ch.

«Schweiz ist ein Einwanderungsland»

Metrobasel Was ist eine gute Einwanderungspolitik? Eine prominent besetzte Diskussionsrunde im Basler Rathaus versuchte, darauf Antworten zu finden.

VON PETER SCHENK

Der Anlass war hochkarätig besetzt und Grossratsaal wie Zuschauertribüne im Basler Rathaus fast bis auf den letzten Platz besetzt. Wie wichtig das Thema «Abschottungstendenzen, Protektionismus und die Folgen für unsere Wirtschaftsregion» für die Nordwestschweiz ist, skizzierte in ihrer Einleitung kurz Regula Ruetz, Direktorin des Hauptveranstalters Metrobasel.

«Von 500 000 Vollzeitjobs sind ein Drittel mit Personen ohne Schweizer

Pass besetzt. Wir können unseren Fachkräftebedarf im Inland nicht decken.» Durch Initiativen wie diejenige gegen die Personenfreizügigkeit verliere die Schweiz bei den hochqualifizierten Mitarbeitern beständig an Attraktivität. Die Worte waren sicherlich auch an Lukas Reimann gerichtet, SVP-Nationalrat und Präsident der Aktion für eine unabhängige und neutrale Schweiz (Auns), der nach dem Eingangsreferat von Mario Gattiker, dem Staatssekretär für Migration, an einer Podiumsdiskussion teilnahm.

7000 Hochqualifizierte im Jahr

Gattiker sagte zwar «Die Schweiz ist ein Einwanderungsland», betonte aber auch: «Wir können keine Zuwanderungspolitik ohne die Bevölkerung machen.» So gelte es, beim Kontingent von jährlich 7000 Hochqualifizierten aus Drittstaaten den Inländervorrang

zu prüfen. Kein Platz sei generell für Sozialdumping.

Der Staatssekretär hob auch die Wichtigkeit der Integration hervor: «Bei den 16 bis 25-jährigen haben nur acht Prozent keine Ausbildung. Deshalb haben wir kaum soziale Spannungen in unseren Städten.» Dabei räumte er auch Fehlentwicklungen ein. «Wir brauchen im Jahr 2000 Ärzte, bilden aber nur 700 aus.» Weiter appellierte er mit Nachdruck an die Unternehmen, Erwerbslose zu integrieren, selbst wenn das nicht billig sei. «Wenn es gelingt, ein paar Tausend wieder einzugliedern, werden wir weniger Sozialausgaben und Arbeitslosengeld zahlen müssen.» Als vorbildlich stellte er die Migrationspolitik dar. «Weil wir sie konsequent zurückführen, werden wir unattraktiver für Leute ohne Schutzgründe.» Gleichzeitig könne man im Sinne der humanitären Tradition der Schweiz

12 000 Syrer aufnehmen. Generell sei die Zuwanderung in den 60er- und 70er-Jahren viel höher gewesen als heute. In der abschliessenden Podiumsdiskussion verweigerte sich Auns-Chef Reimann der Rolle als Hardliner. «Wenn man unserer flexibleren Lösung nicht zustimmt, wird es eine härtere geben», warnte er in Bezug auf die Einwanderungspolitik. Klassen mit 25 Kindern und nur zwei Schweizern störten ihn, wogegen der Basler Wirtschaftsdirektor Christoph Brutschin dies als kulturellen Reichtum bezeichnete.

Brutschin berichtete, dass investitionsunwillige Basler Firmen sich derzeit Fragen in Bezug auf Steuern, Umsetzung der Masseneinwanderungsinitiative und Kontingente stellten. Rudolf Minsch, Chefökonom Economiesuisse, brachte das zum Schluss so auf den Punkt: «Säbelrasseln ist höchst problematisch für den Wirtschaftsstandort.»